80 000 Mark
...ücher 2. Hy... ...ücher im ganzen oder ge... ...Seitz, von Seitzbücher... ...Off. unter ... an die Exp. ...Bielefeld.
1500 Mark
...ger mehrfache Stücker... ...von Seitzbücher zu ... Off. unt. ...28063 an die Ala-Exp. ...Westf. Neuest. Nachr. 2.10.
1000—2000 Mark
...Damen von Seitz... ...über zu leihen. Offerten ...Z 28167 an die Ala-Exp. der Westf. Neuesten ...richten, Markt 2.
...des Bestandes, ...Zimmer Nr. 3, ab... ...geben.
Sonderzulagen!
...Sämtliche Kranke und ...Rückenmarkleiden, sowie die ...Nervenerschütterungsbeschw... ...Jahren erhalten gegen ...gabe der vom 27. 9. ...10. 10. gültigen Kefa-... ...Pudding-Pulvermarke ... Person ½ Pfund ... ½ Pfd. ausgegeben. ...Bielefeld, 30. Sept. 1920. ...Lebensmittelamt des ...Landkreises Bielefeld.

...Zinnsalz in Wasser, mit der man den Stoff bestreicht. Aus Samt, indem man den Fleck mit Benzin befeuchtet und mit heißem, feinem weißen Sand, in ein Mullsäckchen gebunden, leicht nach dem Strich reibt.

Die schöne stolze Anna-Margareta

Von
Gesine Hansen.

Habt ihr schon einmal eine schöne, eine wahrhaft schöne Frau gesehen? Sie mag noch so schön gewesen sein, ihre Schönheit reicht doch nicht an die der Anna-Margareta Lybau heran. Ich habe sie nur als alte, weißhaarige Frau gesehen. Doch weder Alter noch Sorgen hatten ihr das Feuer der schwarzen Augen und das frische Rot ihrer Wangen rauben können.

Es war als ich meine Verwandten in einer norddeutschen Hafenstadt besuchte. Bei Sonnenuntergang gingen mein Onkel und ich durch den alten Teil der Stadt, der vorzugsweise von Seeleuten und Fischern bewohnt wird. Da trafen wir in einer engen Gasse, die von schmalen und düstern Giebelhäusern eingefaßt wird, eine alte Frau, die in jeder Hand einen Eimer trug. Woher kam es nur, daß mir das Herz bei ihrem Anblick erzitterte? Trotz ihres Alters und der schweren Last ging sie noch rüstig und aufrecht, und — aus ihren tiefdunklen Augen traf mich ein Blick, der mir das Herz stocken ließ. Hohn! Verachtung! Spott! — Als ich ihr nachschaute hob sie sich als schwarze Silhouette vom blutigen Abendhimmel ab, während sie geraden Weges zum Flußufer schritt, um ihre Wäsche zu spülen.

Auf meine Frage nach dieser seltsamen Gestalt erzählte mir mein Onkel während des Heimwegs folgende Geschichte:

„Ich habe sie gekannt, als sie noch ein ganz junges Mädchen war. Wir wohnten zu jener Zeit in München, und das Haus, in dem sie wohnte, stand neben dem meiner Eltern. Ihr Vater war einer der angesehensten und reichsten Herren der Stadt und dementsprechend war auch sein Besitztum. Mit seiner einzigen Tochter und einer Unmenge Dienstboten bewohnte er einen riesenhaften Palast, der inmitten eines alten, weiten Parkes lag, welcher mir immer rein unendlich vorkam. Ich war damals noch ein kleiner Junge, und oft stand ich an dem hohen Gitterzaun, drückte mir das Näschen platt und schaute in den geheimnisvollen Nachbargarten mit den großen, bunten Blumen und den hohen düstern Bäumen und zu dem noch geheimnisvolleren marmorweißen Hause. Das Schönste war und blieb aber doch die Tochter dieses Hauses, die „schöne Anna-Margareta", wie sie überall genannt wurde. Sie kam mir immer wie eine verzauberte Prinzessin vor, wenn ich sie sah, wie sie langsam die mit Moos überwachsenen Wege auf und abschritt, traumverloren eine Blüte zerzupfend. Oder sie jagte wie ein Reh über die grünen Rasenflächen, durch Büsche und Sträucher. Dann flatterten ihre langen, glänzend schwarzen Haare, die immer in offenen Wellen über ihren Rücken rauschten, im Wind, und ihre dunklen Augen funkelten und sprühten. Sie trug stets ganz weite, einfarbig bunte Kleider, rot, blau, grün, gelb, violett; nur Sonntags war sie schneeweiß. Und immer hatte sie Blumen bei sich, im Haar oder vor der Brust. Einmal — ich war noch ein Kind — warf sie mir in ihrem Uebermut eine weiße Rose über den Zaun. Ich hob sie hastig auf, küßte die kalten, zarten Blütenblätter und drückte sie wie ein Kleinod gegen mein stürmisch klopfendes Herz. Da hörte ich ein laut gellendes Lachen, und als ich erschrocken aufschaute, sah ich zwischen den Büschen ein feuerrotes Kleid verschwinden. Und dieses Lachen ging nicht von mir, es verfolgte mich Tag und Nacht. Es hatte nicht leicht und froh geklungen, sondern gequält, kalt und herzlos. Bis jetzt hatte mein kleines Kinderherz in heißer Liebe für die schöne Anna-Margareta gebrannt; aber nun loderte ein wilder Haß darin, und wenn ich ein buntes Kleid zwischen Büschen blinken sah, rannte ich trotzig davon und verkroch mich in unsere dunkelste Gartenecke.

Sie hieß aber nicht nur die „schöne", sondern auch die „stolze" Anna-Margareta, und ihren Stolz haben viele spüren müssen. Sehr häufig gab ihr Vater große Feste, und Anna-Margareta, die bis jetzt kaum über ihren Park hinausgekommen war, stand nun mitten im Treiben des Lebens. Es meldeten sich viele Freier; denn jeder wurde von ihrer herausfordernden Schönheit umstrickt. Sie kamen, mußten Spott über sich ergehen lassen und — zogen mit leeren Händen wieder ab. Und manch einer ging um nie wiederzukehren. Ja, die stolze Anna-Margareta hat manch junges Menschenleben auf dem Gewissen.

Und eines Tages — es war der lieblichste im schönsten Monat des Jahres, im Mai — da führte ihr das Schicksal einen in den Weg, der ihrem Leben eine andere Richtung gab. Sei es, daß die schöne Anna-Margareta der vielen Freier, die täglich kamen, müde war, oder daß sie diesen wirklich liebte, — ich weiß es nicht. Jedenfalls konnte und wollte sie nicht von ihm lassen. Und er? Blutjung war er noch, und so schön, daß er's selbst mit der Anna-Margareta aufnehmen konnte. Er ließ sich nicht von ihr bestricken, lag nicht vor ihrer Schönheit im Staube. Die Natur hatte ihm ein stolzes, freies Herz gegeben, das auf ganz andere Dinge gerichtet war, als einem schönen Weibe zu schmeicheln. Auch ihm trat Anna-Margareta zuerst trotz ihrer von heißer Leidenschaft hingerissenen Seele kalt und stolz gegenüber — und er dankte es ihr mit spöttischen Reden. Aber sie war ein Weib und gab ihren Wunsch noch lange nicht auf. Zuletzt versuchte sie, was sie noch nie getan hatte, ihn mit süßen Worten und Schmeicheleien zu gewinnen. Ihr Stolz war gebrochen: die schöne Anna-Margareta lag auf den Knien zu seinen Füßen! Und er drehte ihr eisig lächelnd den Rücken — — und ging — — weit weit fort.

Da kam die Verzweiflung über die arme schöne Anna-Margareta, und sie zog sich still in ihr weißes Märchenschloß zurück. Bis eines Tages ein armer, blonder und blasser Geiger ihr über den Weg lief; dem gab sie die Hand und floh mit ihm heimlich in tiefer Nacht hinunter in Hunger, Not und Elend. Jahrelang blieb sie verschollen, und als sie endlich hier in unserer Stadt auftauchte, da ruhten die, mit denen sie einst Glanz und Herrlichkeit geteilt hatte, längst unter dem Rasen, und niemand fragte mehr nach der einstmaligen „schönen, stolzen Anna-Margareta".

Seit 10 Jahren wohnt sie nun schon in der kleinen Hafengasse. Ihr Mann ist tot, und sie lebt alleine mit ihrer Tochter. Sechs ihrer Kinder sind in die Welt gezogen; drei davon sind auf dem Meer geblieben, die andern sind verschollen und werden wohl nie mehr heimkehren. Anna-Margareta führt ein mühseliges Leben. Die Tochter ist ein verdorbenes, leichtsinniges Ding, das nur dem rauschenden Vergnügen nachläuft und sich nicht den Pfifferling um die alte Mutter kümmert. Diese selbst lebt ganz still und einsam. All ihre stolzen Wünschen sind mit dem Einen, den sie nicht halten konnte, fortgezogen. Die Nachbarn gehen ihr aus dem Wege. Sie halten sie für eine Hexe, und man sagt sogar, daß dasjenige Mädchen, welches sie mit ihren schwarzen, funkelnden Augen anblickt, dem Teufel verfallen sei, so daß man ihre Nähe so viel wie möglich meidet. Und doch haben Armut, Kummer, Not und Elend ihr nichts rauben können; noch immer ist sie die „schöne, stolze Anna-Margareta" mit den dunkeln, feurigen Augen, dem vollen, wenn auch jetzt schneeweißen Haar und der stolzen Haltung des Kopfes, wenn es auch ein anderer Stolz als der ihrer Jugendzeit ist." — — — —

Die Sonne war längst untergegangen. Schwarzgraue Abendnebel geisterten über der dunklen, unergründlichen Tiefe des Wassers, und ein leiser Schauer huscht über meine Seele, wenn ich an den Blick der „schönen, stolzen Anna-Margareta" denke.

Meinem Mutting.

Von
Elsa Neuhof von Hadeln, Köln

Du hast mich gewaschen,
Du hast mich beflickt;
Mein herzigstes Mutting,
Wie bist Du geschickt!

Welch' Seligkeit brachten
Die Päckchen von Haus, —
Manch Hemdchen geplättet,
Manch Würstchen zum Schmaus!

Oft stand ich bewundernd,
Das Aug, ward mir naß;
Nie müd' wird Dein Sorgen,
Wie dank ich Dir das?

Doch denken, was Mutter
Lieb an uns getan? —
Das Danken ist sicher
Der eitelste Wahn!

Ich stehe in Andacht,
Lieb Mütterchen mein!
Wie bist Du so groß, und
Wie bin ich so klein!

Zum Himmel steigt innig
Ein brünstig' Gebet,
Den Segen des Herrn
Hab ich Dir erfleht!

* * *

Fast sende ichs schüchtern,
Was ich niederschrieb:
„Nimm, einzigstes Mutting,
Zum Dank meine Lieb'."

Soziales Frauenleben.

Eine Frau im Beirat des Reichswanderungsamts. Die Generalsekretärin des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft, Frau Else Frobenius, ist als einziges weibliches Mitglied in den Beirat des Reichswanderungsamts berufen worden.

Aufklärungsfilme, denen man nur zustimmen kann, werden in Berlin auf Veranlassung des städtischen Jugendamtes von der Kulturabteilung der Ufa schulentlassenen Mädchen vorgeführt. Es handelt sich dabei um einen Säuglingspflegefilm, der die wichtigsten Handgriffe usw. der Säuglingspflege zeigt.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Julius Gubitz.
Druck und Verlag: C. Gundlach, A.-G., Bielefeld.

Aus Welt und Leben

Unterhaltungs-Beilage der Westfälischen Neuesten Nachrichten.

Nr. 1. Bielefeld, 2. Oktober. 1920

Ein Polizeigenie.

Joseph Fouché, Napoleons I. vielgenannter Polizeiminister, verdankte seinen gewaltigen Einfluß nicht zuletzt dem furchtbaren Werkzeug, das er sich in seiner politischen und kriminellen Polizei geschaffen hatte. Er selbst schreibt darüber in seinen spannenden Memoiren*):

„Im Innern fehlte es an einer mächtigen Verwaltung, nämlich der Generalpolizei, die Vergangenheit und Gegenwart vereinigen und die Sicherheit des Reiches gewährleisten konnte. Napoleon empfand selbst diesen Mangel, und so setzte er mich durch die kaiserliche Verordnung vom 10. Juli (1804) wieder als Chef der Polizei ein. Vier Staatsräte waren mir für die Verwaltung beigegeben worden, um den Briefwechsel mit den Präfekten zu erledigen. Ich entledigte mich dadurch einer Menge langweiliger Einzelheiten und behielt mir vor, ganz allein die hohe Polizei zu leiten.

Selbstverständlich besaß ich in allen Ständen besoldete Spione, und zwar beiderlei Geschlechts, die je nach ihrer Wichtigkeit und ihren Dienstleistungen mit tausend bis zweitausend Franken monatlich bezahlt wurden. Ich erhielt unmittelbar ihre schriftlichen Berichte, die mit einer verabredeten Unterschrift versehen waren. Was die Polizei im Auslande betrifft, so hatte sie vor allem zwei Aufgaben nämlich die befreundeten Mächte zu überwachen und die feindlichen zu bearbeiten. In beiden Fällen bestand sie aus Leuten, die man bei jeder Regierung und in jeder wichtigen Stadt entweder gekauft oder denen man ein Jahresgehalt ausgesetzt hatte. Unabhängig davon gab es dann noch zahlreiche Geheimagenten, die teils durch den Minister des Aeußeren, teils durch den Kaiser selbst in alle Länder gesandt wurden. Ich hatte ebenfalls meine Kundschafter im Auslande. Außerdem wurden in meinem Kabinett alle fremden, in Frankreich verbotenen Zeitungen aufgestapelt, aus denen man mir Auszüge herstellte. Auf diese Weise hielt ich die wichtigsten Fäden der auswärtigen Politik in Händen, und ich leistete zusammen mit dem Staatsoberhaupt eine Arbeit, die die Tätigkeit des Ministers des Auswärtigen kontrollieren oder gar im Gleichgewicht halten konnte.

Ich war also weit entfernt, mich auf die bezahlte Spionage zu beschränken. Alle Staatsgefängnisse standen unter meinen Befehlen, ebenso die Gendarmerie. Die Ausfertigung und Beglaubigung der Pässe lag mir ebenfalls ob. Ferner war ich mit der Beaufsichtigung der Fremden, Amnestierten und Emigranten beauftragt. In den wichtigsten Städten des Reichs errichtete ich Generalkommissariate, die über ganz Frankreich, und besonders über unsere Grenzen ein Netz von Polizeiämtern ausbreiteten.

Selbstverständlich war eine solche Einrichtung kostspielig. Sie verschlang mehrere Millionen. Diese Beträge wurden insgeheim durch Besteuerung des Spiels, der Prostitution und der Pässe eingebracht. Gegen die Spiele sind allerlei Einwände erhoben worden; vernünftige und konsequente Menschen müssen jedoch zugeben daß bei der jetzigen Lage der Gesellschaft eine gesetzliche Besteuerung des Lasters eine bittere Notwendigkeit ist. Als Beweis dafür daß man die Schuld nicht allein den Revolutionsregierungen zuschreiben darf, führe ich an, daß auch heutzutage noch die Spiele im Budget der wiederhergestellten alten Regierung aufgeführt sind.

Da es also ein unvermeidliches Uebel war, so mußte es mindestens in feste Bahnen geleitet werden. Unter dem Kaiserreich, dessen Errichtung ungefähr vierhundert Millionen kostete, da man dreißig Familien zu Majestäten und Hoheiten auszurüsten hatte, dehnte Perrein, der bereits die Pachtung der Spiele inne hatte, sein Privilegium auf alle großen Städte des Reichs aus, wofür er vierzehn Millionen an den Staat und täglich dreitausend Franken an den Polizeiminister entrichtete.

Alle diese Bestandteile einer ungeheuren Macht waren nicht ohne Nutzen in meinem Kabinett konzentriert. Da ich von allem unterrichtet war, so mußte ich es übernehmen, das Staatsoberhaupt von allen Mängeln und Uebelständen des Staates in Kenntnis zu setzen. Es gelang mir, die Ueberzeugung zu verbreiten, daß überall dort, wo etwa vier Personen beisammen waren, in meinem Solde befindliche Personen standen, um zu beobachten und zu lauschen."

Fouchés Spionage erstreckte sich auf alle Geheimnisse des politischen und privaten Lebens, selbst Napoleon wurde von ihm überwacht:

„Josephine war bedeutend zugänglicher als Lucien und Joseph Bonaparte. Es ist bekannt, daß sie infolge ihrer unsinnigen Verschwendung ihr Haus in Unordnung und Not brachte. Nie besaß sie einen einzigen Taler. Die 40 000 Franken Einkommen, die Bonaparte ihr vor seiner Abreise gewährt hatte, genügten ihr keineswegs. Und dabei hatte sie in demselben Jahre aus Aegypten noch zwei Extrasendungen erhalten, die ungefähr denselben Betrag ausmachten. Ohne besondere Förmlichkeit übermittelte ich ihr tausend Louisdor, und diese Galanterie eines Ministers wirkte, daß Josephine mir vollkommen wohlgesinnt wurde. Von ihr erfuhr ich sehr viel, denn sie empfing fast ganz Paris. . . . . Bald fand sich Gelegenheit auch den Privatsekretär Napoleons in meine Dienste zu nehmen, denn es war für mich sehr wichtig, Bonaparte auf der Spur zu folgen und stets zu wissen, was er getan hatte und was er tun würde. Der Privatsekretär erhielt jeden Monat pünktlich eine Anweisung auf 25 000 Franken, die er an einer bestimmten Kasse abholen konnte. Ich meinerseits konnte mit seiner Geschicklichkeit und Genauigkeit nur zufrieden sein. Allein für das Schloß brauchte ich die Hälfte der hunderttausend Franken, die ich monatlich zur Verfügung hatte. Doch wurde ich dadurch sehr genau von allem in Kenntnis gesetzt, was mir wissenswert war, denn ich konnte die Mitteilungen des Sekretärs durch Josephine und die Josephinens durch die Berichte des Sekretärs kontrollieren. So war ich stärker als alle meine Feinde zusammengenommen."

*) Joseph Fouché: „Erinnerungen". Deutsch von Paul Aretz. Mit 21 Abbildungen. Preis 20 und 28 M. Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart.

Wie er Ortsvorsteher wurde.

Von
Max Jungnickel.

Wriebe, der Stellmacher, war ehrgeizig. Er wollte im Dorfe etwas bedeuten. Er wollte eine Rolle spielen. Im Geiste sah er sich als Ortsvorsteher. Und wenn er sich so sah, dann trat ein seliger Glanz in seine Augen. Ja, Ortsvorsteher sein! Dann fühlt man gar nicht mehr, daß man daheim die Stube voll von Kindern hat. Dann kommt einem das Schreien der Säge und das Klopfen des Hammers wie Musik vor. Ja, Ortsvorsteher sein! Dann geht man durchs Dorf mit einer Art Heiligenschein.

Aber vorläufig saß noch immer der Lehrer auf dem Ortsvorsteherposten. Und der Lehrer saß fest.

Eines Tages kaufte Wriebe auf einer Aktion in der Kreisstadt das Strafgesetzbuch, das Bürgerliche Gesetzbuch und die Geschichte von Klaus Groth. Für drei Mark alles zusammen.

In seinen Feierabendstunden las er, werkmattmüde, bis tief in die Nacht in diesen Büchern, die schon ganz abgegriffen waren. Das Strafgesetzbuch und das Bürgerliche Gesetzbuch knebelten ihn und fesselten ihn wie die Fäuste eines Gefängnisaufsehers. Sie drohten wie Gendarmenfäuste. Und Klaus Groth sang dazwischen mit seinen erdenschönen Liedern. Und er faßte das ehrgeizige Stellmacherherz und stellte Lichter hinein, zuckende warme Lichter.

Durch Wriebes Kopf stolperten und polterten die ewigen Paragraphen. Und sie setzten sich fest und nisteten sich ein. Und in seinem Herzen ging der Himmel auf, den Klaus Groth hineingesungen hatte.

Vier Wochen danach saßen die Dorfgewaltigen in der Schenke. Wriebe war auch darunter. Der Lehrer, in seiner Ortsvorsteherwürde, saß als Erster am Tische und führte das große Wort.

Aber mitten im Gespräche fingen auf einmal die Paragraphen im Kopfe Wriebes an zu rumoren. Und sie sprachen mitten in das Gespräch vom Lehrer hinein und verdunkelten es und machten es zaghaft. Der Lehrer fühlte sich auf einmal unsicher. Die umsitzenden Bauern rissen die Mäuler auf und bestaunten den Wriebe. Und die Paragraphen schossen jetzt nur so heraus aus seinem Kopfe. Der Ortsschulzenglanz vom Lehrer wurde schwach und klein und verging langsam. Und jetzt erhob sich Wriebe. Advokatenhaft erhob er sich. Die Augen der Bauern hingen an ihm wie an einem Gewaltigen.

Und Wriebe kam auf Klaus Groth zu sprechen. Und dann sagte er, daß er, der Stellmacher, gerade dabei sei, einen Wegweiser zu bauen. Aber nicht so einen, wie alle Dörfer ihn haben,

Montag, 4. Dezember 1922

Bezugspreis: Unabhängige Kärntner Bauernbund" monatlich 4.— Mk., durch die Post 4.— Mk. Einzelnummer 1 Mk. Bestellungen werden in der Verwaltung, Villach, Widmayergasse 3, entgegengenommen. Schriftleitung: Villach, Widmayergasse 3, Fernruf 21. Postsparkassenkonto 104.

Unabhängige Kärntner Bauernbund

Eine Kon

Im Reichs
Landwirtschaft
Grundlagen
die gegenwärtig
Fragen der
einer besonder
den, namentlich
schaft und d
Es wird darü
Die Anle
ein großer
kreise vorbe
dieses Bedürfn
und im Interes
tätigkeit vermie
lässt von allen
Wogegen nich
sei, so wurde
digkeit betont,
rung mög
müsse, um die
Wunsch nach
ratifa wurde
und berechtig
über die
wieder, die Erh
fand die Kurzg
ausgemachte
Zuckerindustrie
höhen. Die
wollende Prüfu
dem aus der
gehoben worden
seines höheren
minalverbindern
Hiersach der
Steigerung
Zuckerfabriken
darauf hingewie
scheine, daß Bes
tungen zu erfr
verbilligen Zuck
gegen Ausschreit
weite Kreise
weise Drüben
lauf angehoben,
irgendwie eingre
die Sicherung
mer wieder auf
feiens Landwir
eine schärfere
Dabei wurde be
eine Besserung
Landesregierung
deren Händen
Vorschriften
liege. — Der
sorgung mit
trieren der Bäu
stellt als das
schiebt, und zwar
Anfassung die
ernte nach
eine gute Mittel
Beschluß vom
zwischen den Ob
wie der Städte
Verhaltung der
Es wurde aber
Meinung, verlei
eine gewisse Nerv
die Ernte steht e
Die Mehrzahl
aus, daß eine
möglich sei, ohne
Verordnungen
mit für die Wirt
große Gefahr
schlechten der
Städte und
nicht auf die
durch Ernteein
vermindern.
wurde berichtet,
Ergebnissen unter

so einen gewöhnlichen. Für sein Heimatsdorf muß ein ganz besonderer Wegweiser gebaut werden. Oben an den Wegweiser will er den knorrigen, bärtigen Kopf von Klaus Groth daraufschnitzen. Ein seltsamer Wegweiser. Nicht wie ein Feldhüter, so herrisch und grob. Nein, singend und herzlich mit Klaus Groth da oben.

Und jetzt kam es den Bauern vor, als ob Wriebe das ganze Dorf auf seinen Stellmacherrücken nehme und es über die andern Dörfer hebe, ganz weit hinauf, bis an die Sterne. Sie sahen schon die neidischen Augen der Bauern aus den umliegenden Dörfern. Der Lehrer wurde immer kleiner und bedeutungsloser. Der Lehrer hatte ausgespielt.

Bei der nächsten Ortsvorsteherwahl ging Wriebe als Sieger hervor. Wer hätte das gedacht! Damals, als er auf der Auktion für drei Mark die Leiter kaufte, die zum Throne des Ortsvorstehers führte. Ja, wer hätte das gedacht! Und auf dem Nachhauseweg kam ihm sein alter, abgegriffener Hut wie eine Krone vor, wie eine mächtige Bauernkrone.

Kärntens Frauen.

Von

Emma Stropp.

Der zähe, erbitterte, mit höchstem Opfermute geführte Kampf, den Kärntens bodenständige Bevölkerung seit bald zwei Jahren gegen das Vordringen der Slawen über die natürliche Scheidewand, die hoheitsvolle Karawankenkette in das Klagenfurter Becken und die es umgebenden Landesteile führt, besitzt für das gesamte Deutschtum ausschlaggebende Bedeutung. Selbstverständlich ist es daher, daß unsere innere Anteilnahme auch den Wunsch verstärkt, mehr als es bisher der Fall war, nähere Fühlung mit dem Kärntner Geistesleben und der Eigenart seiner Bevölkerung zu gewinnen.

In diesem Zusammenhang sei nur von Kärntens Frauen gesprochen, die in äußerster Hingabe, mit einem Nationalempfinden, das uns Vorbild sein sollte, für ihre Heimat kämpfen. Ein großer Teil von ihnen erwies sich während der blutigen Abwehrkämpfe als Heldinnen, wurde in der unter slowenischer „Verwaltung" stehenden südlichen Abstimmungszone wirtschaftlich und persönlich zu Märtyrerinnen ihres Deutschtums, büßte, um nur einige Beispiele zu nennen, das „Bemitleiden eines deutschen Verhafteten" mit drei Tagen Gefängnis, die Beleidigung des König Peter von Serbien (!) mit drei Jahren schweren Kerkers. Diese Proben terroristischer Bedrückung können ins Ungemessene erweitert, ebenso Beispiele dafür gegeben werden, wie als 15 000 Männer, die sich an den Heimatskämpfen beteiligt oder als geistige Führer bekannt, der Verschleppung ausgesetzt, flüchten mußten, ihre Frauen mutig, unter den gefährdetsten Verhältnissen aushielten, ihr Besitztum mit Geschick, Klugheit und List verteidigten die in unwegsamen Schluchten sich verbergenden Männer mit Nahrung versorgten und es zum Teil verstanden, deren ungefährdete Rückkehr bei den örtlichen Machthabern der Besetzung zu erreichen.

Dieser Kampf um Freiheit und Einheit des Landes beruht durchaus auf persönlichster Initiative, quillt aus dem starken Volksbewußtsein der Kärntner Frau, aus der ungebrochenen mutvollen und energischen Naturkraft der Alpenländerin. Frauenorganisationen zum Schutz der Heimat bestehen nicht, und es war für die reichsdeutsche Besucherin des Kärntner Abstimmungsgebietes überraschend, daß selbst der sonst so vorzüglich arbeitende „Kärntner Heimatdienst", die für einen deutschen Abstimmungsfeldzug und für die Unterstützung der Opfer slawischer Gewaltherrschaft großzügig und vorbildlich wirkende deutsche Kampf- und Werbe-Organisation, keine Frau in seiner Leitung besitzt und erst ganz vor kurzem zwei noch kleine Frauengruppen in besonders gefährdeten Städten ins Leben rief.

In Kärnten wird diese Ausschaltung von der organisatorischen Mitwirkung am Heimatskampf nur erst vereinzelt als Zurücksetzung empfunden. Der Gedanke der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung hat die Kärntner Frauenwelt, in ihrer Gesamtheit betrachtet, noch nicht erfaßt, sie fügt sich — Ausnahmen bestätigen die Regel — widerspruchslos der männlichen Führung, sowohl was die nationale Bewegung anbetrifft als auch in parteipolitischer Beziehung. Die tiefere Ursache dafür ist, daß die Frauenbewegung in Kärnten nur wenig Boden gewonnen hat. Das liegt zum Teil an der durchschnittlich günstigen Wirtschaftslage der Frauen, die bis vor dem Kriege Eigenerwerb, soweit er nicht auf hauswirtschaftlichem Gebiete, im Kleinhandel, im Frauengewerbe (Schneidern usw.) und in den letzten Jahren in der Bürotätigkeit lag, unnötig machten. Es herrschte in Kärnten — und zum Teil bestehen sie noch — für die Frauen jene glücklichen Lebensbedingungen, die bei uns längst entschwunden sind, sodaß das Ideal des Mannes, „Die Frau gehört ins Haus", überwiegend zur Auswirkung gelangen kann.

Der Politik steht die Kärntner Frau noch fremd gegenüber und es ist bisher auch wenig dafür getan, sie dem öffentlichen Leben zuzuführen und ihr in ihm einen einflußreichen Platz zu sichern. Bei den Wahlen ist ihre Beteiligung allerdings sehr unworben — die kleinen Gruppen politisch denkender und selbständig urteilender Frauen haben es aber noch sehr schwer, einen wenn auch noch so bescheidenen Einfluß innerhalb ihrer Parteiorganisationen zu gewinnen. „Wir gelten nur als Stimmvieh", sagte mir eine der politisch interessierten Frauen Klagenfurts.

Immerhin besitzt sowohl die christlich-sozkale, wie die deutschdemokratische (deutschfreiheitliche) und selbstverständlich die sozialdemokratische Partei besondere Frauenorganisationen, während die größte freiheitliche (im Sinne der Unabhängigkeit von kirchlichem Einfluß) Gruppe, der „Unabhängige Kärntner Bauernbund" und die Nationalsozialisten (eine kleine Gruppe) keine besonderen Frauenortsgruppen besitzen, sondern die weiblichen Mitglieder in ihren Ortsgruppen aufnehmen. Die Sozialdemokratinnen Kärntens konnten übrigens bereits eine Abgeordnete in den Reichsrat entsenden, und auch in der Kärntischen Landesversammlung wirkte vorübergehend eine Frau, wenn ich nicht irre, der deutschfreiheitlichen Partei, die ihr Amt aber bald niederlegte, zum Teil aus persönlichen Gründen, aber auch weil unerwartete Schwierigkeiten sich der Ausübung ihres Mandates entgegenstellten. In der parteilosen großdeutschen Bewegung, die für den Anschluß an das Deutsche Reich arbeitet, sind dagegen verhältnismäßig viele Frauen tätig, die auch eine Vertreterin zu der Anfang September in Salzburg tagenden großen Hauptversammlung entsandten.

Festzustellen ist demnach, daß die kärntische Frauenintelligenz sich dem politischen Leben bereits zugewandt hat und innerhalb der Parteien Einfluß, besonders in Wirtschafts- und Erziehungsfragen, zu gewinnen sucht. Der Widerhall, den ihre Bemühungen, die Gesamtheit der Frauen staatsbürgerlich zu bilden und für die Beteiligung am politischen Leben zu gewinnen, findet, ist aber noch sehr gering.

Umso stärker ist ihr Nationalgefühl, der Wille zum Deutschtum, die heiße Liebe zur Heimat. In der Werbetätigkeit für den deutschen Abstimmungssieg wirken die Frauen, wenn auch nicht durch Vorträge und Reden, so doch in jeder anderen, ihrer Veranlagung und ihrer Eigenart entsprechender Weise mit. Auch an der großen Volksversammlung auf dem geschichtlichen Saalfelde bei St. Veit nahmen die Frauen in Massen teil, und ihre buntfarbigen, oder in gedämpften Tönen, auch vielfach in ernstem schwarz, gehaltenen Volkstrachten, die meist noch aus den Truhen der Urmütter stammen, gaben dieser begeisterungdurchglühten Massendemonstration ein besonderes, stolz-heimatliches Gepräge.

Zurück zur Einfachheit.

Neue Formen für das Gesellschaftsleben.

Die winterliche Jahreszeit, der wir entgegengehen, weckt in steigendem Maße das Bedürfnis nach geselligem Zusammenschluß. Wollte man nun in Rücksicht auf die trotz alles Papiergeldes fortschreitende Verarmung ganzer Gesellschaftsklassen von ihren Gliedern einfach die Forderung erheben, der Geselligkeit ganz zu entsagen, hieße das einen ganz besonderen seelischen und Kulturfaktor unseres Seins ausschalten. Gerade Notzeiten, wie die unsrige, wecken in erhöhtem Maße den Wunsch nach Zusammenschluß und Aussprache. Es gilt nur, neue, der heutigen Zeit angepaßte Formen für das Gesellschaftsleben zu finden.

Für die Verbreiterung und Verbreitung des Gedankens innerer Vertiefung wirbt in besonderem Maße der „Bund der Erneuerung", zu dessen Zielen sich auch namhafte Persönlichkeiten aller Gebiete des öffentlichen Lebens bekennen. Der Bund ruft auf zu „einfacher und vertiefter Lebensführung, zu freiwilligem Verzicht auf allen für das geistige Leben schädlichen und für das körperliche Leben unwichtigen Verbrauch, zur Förderung jeder der deutschen Volkswirtschaft nützlichen und jeder hochwertigen Arbeit sowie zur Vermeidung der Vergeudung von Rohstoffen und Arbeitskräften."

Um diese Leitgedanken in der Wirklichkeit lebendig werden zu lassen, regt der Bund jetzt eine Aussprache darüber an, auf welchen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens des Einzelnen und der Gesamtheit Aenderungen eintreten können, die jenen allgemeinen Geboten entsprechen. Er erläßt daher zwei Preisausschreiben, das eine die Probleme der Geselligkeit, das andere das der Frauenkleidung behandelnd.

Unsere Geselligkeit regt nicht nur zum Verbrauch von überflüssigen, uns wirtschaftlich schädigenden Genußmitteln an, sondern trägt auch in ihren der Zeit noch nicht angepaßten Formen den wirtschaftlichen Verhältnissen des Reiches und des Einzelnen nicht genügend Rechnung. Gewohnheit und gesellschaftlicher Ehrgeiz haben das Bestreben, den Anderen zu überbieten, noch nicht überall ausgeschaltet. Es soll daher erörtert werden, auf welche Genußmittel in Zukunft im vaterländischen Interesse verzichtet werden kann, und wie die Formen unserer Geselligkeit mit den neuen wirtschaftlichen Verhältnissen in Einklang zu bringen sind. Die Arbeiten sollen zur Veröffentlichung geeignet sein, nicht mehr als vier Druckseiten über Geselligkeit (zu höchstens 2000 Buchstaben) erfordern. Es würden ein erster Preis von 1000 ℳ, ein zweiter von 500 ℳ, ein Dritter von 200 ℳ, ein vierter bis sechster Preis von je 100 ℳ ausgesetzt.

Auch für das Gebiet der Frauenkleidung verdienen die Gebote der Vereinfachung in der jetzigen wirtschaftlichen Lage mehr denn je Beachtung. Das Festhalten an überlieferten, nicht mehr zeitgemäßen Lebensformen und der Zwang der Mode schreiben je nach Jahres- und Tageszeit, nach Ort, Gesellschaft und Gelegenheit einen zu häufigen Wechsel vor. Die komplizierte Herstellungsart und Zusammensetzung der Kleider sind eine weitere Ursache, daß die finanzielle Kraft des Einzelnen und damit der Volkswirtschaft übermäßig belastet wird. Im Ausland sind Bestrebungen im Gange, die Männer- und Frauenkleidung auf sparsamere Methoden in Herstellung und Verbrauch zu bringen. Es wird zu untersuchen sein, ob und gegebenenfalls auf welchen Wegen sich auch in Deutschland Wirtschaftlichkeit mit individuellem Geschmack Farben- und Formenfreudigkeit, sowie den berechtigten Interessen der Exportindustrie vereinigen lassen.

Die Arbeiten sollen zugleich die Wege für wirksame Verbreitung der Grundsätze geben. Nicht gewünscht werden Einzelvorschläge für bestimmte Kleider. Auch diese Arbeiten, die zehn Druckseiten (zu 2000 Worten) umfassen dürfen, müssen zur Veröffentlichung geeignet sein. Hier sind Preise von 2000, 1000, 500 und 400 ℳ ausgesetzt. Mit der Prämierung geht das Recht der Veröffentlichung auf den Vorstand des Bundes über.

Die Arbeiten sind bis zum 1. Dezember mittags 12 Uhr spätestens mit der Aufschrift „Bund der Erneuerung", Berlin W. 35, Schöneberger-Ufer 36a, einzureichen bezw. beim Postamt aufzugeben. Sie müssen mi keinem Kennwort versehen sein. Ein verschlossener Briefumschlag ist beizufügen, der auf der Außenseite das Kennwort trägt und Namen mit genauer Adresse des Einsenders umschlossen enthält.

Man kann nur wünschen daß sich die Frauen rege an diesen Preisausschreiben beteiligen, denn die zu behandelnden Themata stammen so unmittelbar aus dem fraulich-häuslichen Wirkungsgebiet, daß gerade die Frauen berufen scheinen, zur Lösung der Probleme die Wege zu zeigen.

Die Junggesellin.

Von

Carry Brachvogel.

Sowohl dem Spieß- wie dem Spielgesellen billigt der Sprachgebrauch ordnungsgemäß eine Gefährtin mit der weiblichen Endung „in" zu, während er sie dem Junggesellen, vermutlich seiner Eheschen wegen, versagt. Wenn wir von dem weiblichen Gegenstück des Junggesellen sprechen, sagen wir immer „Mädchen", obgleich die beiden nur insofern miteinander Aehnlichkeit haben, als sie im Zivilstandsregister unter der Rubrik „Ledig" geführt werden. „Mädchen" — das klingt sanft und erwartungsvoll, ist eine Hoffnung von Tochter und Mutter, deren Erfüllung sich auf dem Standesamte vollzieht. „Junggeselle" dagegen klingt weder sanft noch erwartungsvoll, sondern flott und fröhlich, wie Lachen und Sektpfropfenknall hinter verschlossenen Türen, und das Standesamt ist für ihn nicht der Schauplatz erfüllter Hoffnung, sondern eher eine Klippe, die er geschickt umsteuern will, vorausgesetzt, daß er sich nicht gerade in etwas unzurechnungsfähigem, das heißt verliebtem Zustande befindet . . .

Wenn Mädchen und Junggeselle dann in die Jahre kommen, wird der Gegensatz zwischen beiden noch schärfer. Denn das Wort „alter Junggeselle" wirkt auf uns trotz der Zusammenkoppelung der widersprechenden Begriffe „alt" — „jung" durchaus nicht unharmonisch, sondern ungefähr immer noch wie „junger Junggeselle". Immer noch denkt man ihn sich fröhlich, wenn auch der Humor ein bißchen bärbeißig geworden sein mag, und vor unserm geistigen Auge steht der alte Junggeselle als ein Mensch, der trotz Glatze und Runzeln vergnügt sein Hütchen schwenkt und diabolisch lacht, weil es ihm gelungen ist, die gefürchtete Klippe zu umsegeln, allen Anstrengungen zum Trotz, die gemacht wurden, um sein Lebensschiff in den Hafen der Ehe zu lenken. Bis er mit dem Stock über die Schwelle des Greisenalters humpelt, gehen ihm die Blicke der Mütter, wenn auch nicht just die der Töchter fragend und werbend nach, und jenseits dieser Schwelle harrt seiner eine treue, alte Haushälterin, die sich nichts Besseres wünscht, als ihn zu hegen und zu pflegen, wenn nicht gar im Inseratenteil der Zeitungen ein „Hausmütterchen" oder „liebevolle Pflegerin" die Ehe mit einem älteren, leidenden Herrn anstrebt. „Altes Mädchen" dagegen klingt unharmonisch, melancholisch, ist wie eine welke Rose, wie eine zerschellte Hoffnung, wie ein Traum von gestern. Das jetzt beliebtere „späte Mädchen" hört sich etwas höflicher an, birgt aber einen spöttischen Unterton, der verletzt, ganz zu schweigen von „alte Jungfer", vor der wir alle beschämt die Augen senken sollten, weil wir Witzblättern, Possen und Herzlosen allzulange gestatteten, eine Einsame zu verhöhnen und als minderwertig zu betrachten, nur weil sie einsam geblieben war. . . .

Die alte Jungfer vom alten Witzblätterschlag, die Bedauernswerte, die ihr Herz an einen Kanarienvogel hing und ihr Leben mit Klatsch und innerlicher Verbitterung ausfüllte, ist nun allerdings, dem Himmel sei Dank, so ziemlich ausgestorben, und auch in der kleinsten Stadt und im kleinsten Gehirn findet die Vorstellung keinen Platz mehr, daß eine zwanzigjährige Nichtigkeit nur kraft ihres verheirateten Zustandes einer vierzigjährigen Tüchtigkeit weit überlegen ist und in jedem Sinne vor ihr den Vortritt hat. Die arbeitende Frau hat die alte Jungfer verdrängt, nicht etwa nur im Leben, sondern auch im Sprachgebrauch, denn es dürfte nur selten vorkommen, daß man von einer Aerztin sagt: „sie ist ein altes Mädchen" oder von der Fabrikinspektorin „eine alte Jungfer". Und da merken wir mit einem Male, warum „alter Junggeselle" gar nicht unharmonisch, sondern immer fröhlich klingt: er schließt nämlich ein ausgefülltes und nicht ein verwartetes Leben in sich . . .

Der Philister wird nun wohl grämlich sagen: „Unsinn, Mann und Frau sind ganz verschieden, und es ist nun einmal ein Naturgesetz, daß die Frau einen Mann und Kinder bekommt, Das ist ihr natürlicher Beruf!" Philister und Kulturstaaten sollten aber mit der Berufung auf Naturgesetze sehr vorsichtig sein, denn das Naturgesetz ist primitiv und drakonisch und benötigt für unsere Gesellschaftsbegriffe fast immer noch ein Mantelgesetz der Sitte. Und eben weil in einem Kulturstaat die Ehe etwas anderes und mehr ist als ein bloßes Naturgesetz, weil ihre Vertiefung und Verinnerlichung ihr höhere Weihe gibt oder geben sollte, gerade darum darf man ruhig sagen, daß die Frau, die unverheiratet bleibt, wohl ihren Ewigkeits-, keineswegs aber ihren Lebensberuf verfehlt hat.

Inmitten der Kriegerwitwen und der unfreiwilligen Ueberzähligen sondert sich eine Mädchenschar, die vielleicht etwas größer ist, als man denkt, und die es, wie der Philister behaupten wird, früher überhaupt nicht gegeben hat. Das sind die Mädchen, die kein Talent und darum auch zumeist keine Lust zur Ehe haben, während ihre natürliche Veranlagung und Begabung sie auf ein anderes Feld weist. Sie dürfen sich ob dieser Talentlosigkeit nicht für besser oder bedeutender halten als ihre zur Ehe begabten Schwestern, aber es liegt auch für diese kein Grund vor, sich über jene zu erheben. Es wäre ja auch seltsam, wenn eine der ernstesten und größten Lebensaufgaben — die Ehe — glattweg von jedem Menschen gelöst werden könnte, wenn gerade hier Begabung und Neigung gar kein Gewicht hätten, während sie doch zu jedem kleinen, rein mechanischen Berufe nötig sind. Und wenn man behaupten will, daß es früher so etwas wie Ehetalentlosigkeit nicht gegeben hat, so erwidere ich: „Doch, das hat es immer gegeben, denn zu allen Zeiten gab es verschlampte Hauswesen, vernachlässigte Kinder, Männer, die verärgert Zuflucht und Erheiterung im Wirtshaus suchten, weil sie daheim nur Oberflächlichkeit oder Keiferei oder lächerliche Reinlichkeitswut fanden!"

Heute können sich nur die oberen Vierhundert des alten Reichtums und die hunderttausend Schieber und Kriegsgewinnler gutgünstigen und Badereisen für keifende Hausfrauen leisten. Für die anderen ist das Leben so schwer geworden, daß — ein scheinbarer Widerspruch! — die Heiratslust sehr zugenommen hat, die Heiratslust der Männer nämlich, denn nur sie kann ausschlaggebend für die Zahl der Eheschließungen sein. Nur wenn der Mann will, wird viel geheiratet, und weil gerade für den Junggesellen vor dem Kriege das Dasein so einfach, leicht und billig war, durfte damals mit Recht von der sinkenden Ehelust gesprochen werden, während sie sich jetzt, unter dem Druck wirtschaftlicher Verhältnisse, immer mehr hebt. Die ganze Existenz ist eben eine solche Last geworden, daß der Mann meint, seine beiden Schultern allein genügten nicht mehr, um sie zu tragen, daß er sich nach zwei anderen umsieht, die ihm helfen, die gleich ihm Kraft und Ausdauer mitbringen für den harten Lebenskampf. Ob der Junggeselle in seiner gegenwärtigen Heiratslust immer gerade die Richtige, die für die Ehe Begabte wählt, läßt sich natürlich nicht entscheiden, ist aber bei der großen Mädchenauswahl, die ihm zu Gebote steht, eigentlich zu vermuten. Unter den Mädchen jedoch, für die ja die Ehe heute weniger eine Versorgung denn eine Belastung bedeutet, werden sich gerade die Ehestümperinnen, die sich früher über ihre Talentlosigkeit täuschten oder täuschen ließen, zweimal besinnen, ehe sie sich an eine Aufgabe wagen, die sie zu ihrem eigenen Schaden nur verpfuschen könnten, werden aus egoistischem Antrieb, der aber altruistische Wirkung tut, gerne, ohne Entsagungsschmerz, einer anderen den Platz überlassen, die ihn würdig ausfüllt.

Doch neben ihnen, bei denen Müssen und Wollen sich harmonisch vereint, stehen Hunderttausende, anderer, denen der Ewigkeitsberuf nicht aus freier Wahl versagt bleibt, sondern weil der Bräutigam, der ihnen vorbestimmt war, und den sie doch nie erküssten Bräute, diese unvermählten Gattinnen, die nie einen Mann umfangen, nie ein Kind an der Brust tragen dürfen, sie sind das große tragische Nachkriegsopfer, das Deutschlands Frauenwelt schwerlastend und in unerschütterlicher Treue dem Reiche darbringt.

Auf Jahrzehnte hinaus müssen und werden wir nun immer öfter die melancholischen, spöttischen oder harten Worte hören: „Altes Mädchen . . .", „spätes Mädchen . . .", „alte Jungfer . . .". Müssen und werden wir es wirklich? Wollen wir den Tausenden oder Zehntausenden, die weder melancholisch noch in sich gekränkt sind, einen Namen anhetten, der gar nicht zu ihnen paßt? Und wollen wir den Hunderttausenden, die schwer an der großen Hypothek tragen, nicht einen fröhlicher-klingenden geben, einen, der Kränkung, die von außen kommt, von ihnen abhält, und eben noch außen hin als Selbstbestimmung darstellt, was unerbittlicher Zwang ist? Gewiß, es ist zunächst nur Worttäuschung, aber die Welt will ja getäuscht sein, und langanhaltende Täuschung wird für sie Wahrheit. . . Gewöhnen wir uns also doch endlich daran, im Sprachgebrauch wie in der Vorstellung dem Junggesellen sein rechtmäßiges Gegenstück zu geben, und sagen wir statt überjähriger, spöttisch oder trübe-klingender Worte einfach — die Junggesellin.

Praktische Winke für Frauen.

Reinigen von Haarbürsten. In kaltem Wasser löse man Soda auf, und schwenke die Bürste darin (ohne das Holz einzutauchen); man kann auch etwas Seife zu Hilfe nehmen. Zu vermeiden ist warmes Wasser, da es die Borsten weich macht.

Schweißflecken entfernt man aus Seide mit Spiritus und Watte, die man öfter erneuert. Aus Wolle mit einer Lösung von